

Heimatspiegel

Illustrierte Beilage zum «Zürcher Oberländer»

Nr. 10 / Oktober 1986

Redaktion: Marc Véron

Jacques Linsi (Oberbalm) – ein weltwirtschaftliches Lehrstück

Ein Leben für die Stickerei



Kaum ein anderer Industriezweig war in den letzten 150 Jahren so zahlreichen und unberechenbaren Konjunkturumschwüngen unterworfen wie die Stickerei. Im Kanton Zürich erlangte dieser neue Erwerbszweig der Heimindustrie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einige Bedeutung. Bis um die Jahrhundertwende entstanden rund um den Bachtel eine ganze Anzahl selbständiger Sticklokale, neben vielen Um- und Anbauten, bis hoch in die Bergsiedlungen hinauf. Jacques Linsi (Oberbalm) war einer dieser Sticker, die ihr ganzes Leben diesem Produktionszweig widmeten. Seine Aufzeichnungen, die in der Chronikstube Wetzikon archiviert sind, illustrieren, welchen Einfluss die Weltwirtschaft auf einen regionalen, exportorientierten Textilbetrieb ausübte.

Seit weit über 100 Jahren bezieht die *Pariser Haute Couture* qualitativ hochstehende Stickereiartikel aus der Ostschweiz. Die die Modeströmungen beeinflussenden Stickereien mit ihren exquisiten Designs sind mehr Schmuck als Bekleidung. Während der letzten vier Jahrzehnte des letzten Jahrhunderts erlebte die Stickerei, und insbesondere die Maschinenstickerei, eine direkt *phänomenale Entwicklung*. Der Aufschwung war allerdings zu keiner Zeit ungetrübt. Dieser Zweig der Textilindustrie war (und ist) ausserordentlich starken Konjunkturschwankungen unterworfen. Perioden der Überkonjunktur waren gefolgt von Depressionen.

Stickerei als Ersatzgewerbe

Im Kanton Zürich – neben den Hauptproduzenten-Kantonen *St. Gallen*, *beiden Appenzell* und *Thurgau* das grösste Stickereigebiet – gab es bis Mitte 1876 bereits 119 Handmaschinen: 40 in Wetzikon, 17 in Turbenthal, 15 in Wald, 11 in Fischenthal, 7 in Hinwil, 6 in Bauma, 6 in Hittnau, 9 in Hombrechtikon und weitere. In Fischenthal war die Stickerei als Handstickerei schon um 1848 aufgenommen worden als Ersatzgewerbe für die zurückgehende Baumwollhandweberei. Sie fasste zu jenem Zeitpunkt im Tösstal noch nicht richtig Fuss, erlangte aber – wie *Hermann Lüssi* in der «Chronik der Gemeinde Fischenthal» schreibt – Ende der siebziger Jahre nicht nur für Fischenthal, sondern für das ganze Zürcher Oberland grosse Bedeutung.

Neuer Zweig in der Heimindustrie

Dieser neue Erwerbszweig in der Heimindustrie erforderte ein entsprechendes Lokal. Fand sich im Haus selbst kein geeigneter Raum, wurde angebaut. In vielen Fällen wurde ein bestehender Schopf oder ein Häuschen umgebaut. Es entstanden aber auch zahlreiche *Neubauten*. Beim Erstellen von Stickereilokalen wurde mit modernen Baumaterialien experimentiert. Meistens mussten die Lokale möglichst billig zu realisieren sein. Eine Maschine erforderte einen Raum von acht Metern Länge, vier Metern Breite und etwas über zweieinhalb Metern Höhe. *Hermann Lüssi*: «Es wurden auch besondere Gebäude gebaut, welche 12 bis 15 Maschinen aufnehmen. Ein solches Gebäude errichtete 1883 Gottlieb Schaufelberger im Esch. Bis hoch in die Bergsiedlungen traf man die Stickmaschine. Die Betriebszählung im Jahre 1905 ergab für Fischenthal 82 Maschinen. Diese Industrie bot damals 300 bis 350 Personen reichlichen Verdienst, denn die Stickmaschine bedurfte anfänglich zu ihrer Bedienung einen Sticker und zwei Fädlerinnen, dann gab es noch Arbeit für Nachstickerinnen. So hatten Vater, Mutter und Töchter neben der Bewirtschaftung ihres Heimwesens lohnende Beschäftigung.» Die Anschaffung einer Stickmaschine oder die Einrichtung respektive der Neubau eines Sticklokals waren allerdings abhängig von einem gewissen *Anfangskapital*. Eine solche Maschine kostete immerhin über 2000 Franken.

Jacques Linsi
(25. Juni 1863 – 9. November 1935),
aufgewachsen in Oberbalm,
widmete sein ganzes Leben der Stickerei.



Das Stickereigebäude an der Bahnhofstrasse 71/73 in Wetzikon wurde 1882 erbaut. 1896 wurde ein Hochkamin und der westliche Stickerieanbau unter dem neuen Besitzer Jacques Linsi abgebrochen; ein Jahr später wurde auch noch ein östlicher Stickerieanbau abgetragen. Unser Bild zeigt den Stickereifabrikanten (dritter von rechts) mit seiner Familie. Von 1926 an gehörte das Gebäude dem Gemeindestubenverein.

Die Produktionsprozesse der einzelnen Stickereikategorien unterscheiden sich wesentlich voneinander. Die *Handstickerei* konnte sich trotz der gigantischen Übermacht der Maschinenstickerei einen kleinen Markt erhalten, da sie sich nicht nur technisch, sondern auch qualitativ von der Massenware abhob. Das Handsticken wurde ausschliesslich hausindustriell, betrieben und stellte hohe Anforderungen an die Flexibilität der Arbeiter. Es wurde von ihnen nicht nur *hochqualifizierte Präzisionsleistung* erwartet, sie hatten sich auch fortwährend und möglichst schnell auf den Wechsel von Mode und Geschmack einzustellen.

Die *Handmaschinenstickerei* breitete sich sehr schnell aus, nicht zuletzt dank der Ermässigung im Ankauf der Apparate. In der Folge machten sich viele Einzelsticker selbstständig; einerseits konnten sie so ohne gesetzliche Einschränkungen wie die Arbeitszeitlimitierung oder das Verbot von Kinderarbeit produzieren, andererseits genossen sie eine gewisse Unabhängigkeit. Als dritte Stickart ist die *Pantograph-Schiffliemaschinenstickerei* anzuführen. Die Sticknadeln durchstechen hier das Gewebe nicht ganz, sondern werden auf der anderen Seite von einer Reihe von Schiffchen mit Fadenspülchen «empfangen», die den Stich fixieren. Und viertens wird schliesslich von *Automaten* gesprochen, die *Massenartikel* in grossen Quantitäten herstellen können und die Arbeit eines Stickers auf einen *Zehntel* gegenüber der Pantographen-Schifflistickmaschine reduzieren. Im Gegensatz zu den Handmaschinen, die sich besonders gut für Gegenden mit Hof- und Streusiedlung eigneten, da sie die Arbeitskräfte nicht zur Abwanderung in die Fabriken der Städte zwangen, erforderten die Schiffliemaschinen einen *bedeutenden Kraftantrieb*, der nur in Fabriken lohnend aufgebaut werden konnte. Mit der Weiterentwicklung der Industrietechnologie trat demzufolge wieder eine Trendwende ein, zurück von Heimbetrieben in die Fabrik.

1900: An zweiter Stelle der Textilindustrie – Exporte

Die Bedeutung, welche die gesamte Stickerei-Industrie für unser Land erlangt hatte, illustrieren folgende Zahlen: Um 1900 waren in der Stickerei-Industrie der ganzen Schweiz, darin eingeschlossen die Export-

firmen, total rund 61 700 Personen tätig. Davon unterstanden nach der Fabrikstatistik von 1901 nur 16 751 Arbeiter und Arbeiterinnen dem Fabrikgesetz, während etwa 45 000 Personen auf Hausindustrie, Hilfspersonal und andere entfielen.

In seiner «Schweizerischen Industriegeschichte» hält *Walter Bodmer* fest, dass «die Hausindustrie durch die Stickereien einen letzten grossen Auftrieb erhalten hatte, wobei allerdings das Los dieser Heimarbeiter kaum zu beneiden war. Das Gewicht der Stickerei für die Aussenwirtschaft der Schweiz geht aus der Tatsache hervor, dass ihre Ausfuhr im Jahr 1900 mit 110,6 Millionen Franken wertmässig an zweiter Stelle unter allen Zweigen der Textilindustrie stand». Nur die Seidenindustrie hatte sie damals an Bedeutung noch übertroffen.

Weltwirtschaft und lokaler Betrieb

Jacques Linsi (Oberbalm) war einer dieser Sticker, die ihr Leben diesem Produktionszweig widmeten. Seine Aufzeichnungen, die in der Chronikstube Wetzikon archiviert sind, «mögen illustrieren, welchen Einfluss die Weltwirtschaft auf einen regionalen, exportorientierten Textilbetrieb ausübte».

Jacques Linsi wurde 1863 auf dem Anwesen zum Kreuz in *Oberbalm*, das seine Grosseltern 1850 übernommen hatten, geboren. Das Hotel Kreuz befand sich linkerhand eingangs des Dörfchens und brannte um die Jahrhundertwende nieder. Der – für damalige Verhältnisse – grosse landwirtschaftliche «Gwerb» mit Graswuchs für acht bis zehn Stück Grossvieh, einer Ackerbaufläche, die den Bedarf der Grossfamilie deckte, Waldungen und Dreiviertel Jucharten Reben sowie die Weinschenke erforderten den Einsatz der ganzen Familie. Als Jacques zwölfjährig war, ereignete sich ein schwerer Unfall, der seine weitere Zukunft bestimmen sollte. Sein Vater stürzte so unglücklich von einem Emdfuder, dass er eine Gehirnerschütterung und schwere innere Verletzungen erlitt. Monatelang war er deshalb arbeitsunfähig, und die Familie Linsi mit sechs unmündigen, teils noch nicht schulpflichtigen Kindern sah sich in der Folge gezwungen, das Heimwesen zu liquidieren. Verwandte und Bekannte hatten Jacques, als dem ältesten Sohne, dringend abgeraten, den väterlichen Betrieb zu übernehmen.

Verlockende Zukunft mit Fabrikstickerei

Jacques Linsi schildert in seinem Lebensbericht die Ausgangslage ganz unsentimental: «Die Existenzfrage der Familie musste mit der Erwerbsfrage der älteren zwei Kindern, Berta und mir, in Einklang gebracht werden. Wir beide sollten unseren Lebensbedarf, unser Brot baldmöglichst selber verdienen. Die Fabrikbeschäftigung stand im Vordergrund, weniger die Erlernung eines Handwerks. Für mich wurde die Stickerei gewählt. Dieselbe liess eine verlockende Zukunft vorausblicken.»

Lehrzeit in Wetziker «Ochsesticki»

In den Jahren nach dem nordamerikanischen Sezessionskrieg erlebte die Maschinenstickerei ihren ersten grossen Aufschwung, denn als Absatzmarkt stand Amerika an erster Stelle, an zweiter folgte Grossbritannien, an dritter Frankreich, währenddem in Deutschland die sächsische Konkurrenz für Schweizer Stickereien sehr spürbar war. In den siebziger Jahren breitete sich die Maschinenstickerei in der Ostschweiz gewaltig aus. Schon Jacques Vater hatte sich selbst mit dem Gedanken getragen, neben dem landwirtschaftlichen Betrieb die Stickerei aufzunehmen und ein Gebäude für zwei Handstickmaschinen zu erstellen. Deshalb fiel der Entscheid leicht, Jacques in das Stickereigeschäft *H. & J. Weber* in *Kempten* zu schicken. In der sogenannten «*Ochsesticki*» begann der Fünfzehnjährige das Handfädeln zu erlernen. Die Lehrzeit sollte vierzehn Tage dauern. Es wurde dafür kein Lohn entrichtet.

Nach dieser Einführungszeit erhielt Jacques einen Anfangslohn von 75 Rappen bei 12 Stunden Arbeit. An zwei Vormittagen in der Woche besuchte er die dritte Klasse der Repetierschule in Auslikon. Der Junge schien sich zu bewähren, und bald genügte dem Lernbegierigen das Einfädeln nicht mehr. Nach zwei Jahren überliess man ihm eine Stickmaschine, die zweite Lehrzeit konnte beginnen. Von Anfang an blieb sich Jacques selber überlassen. Niemand kümmerte sich um seine Einarbeitung, alles musste er den erfahrenen Berufskollegen ablauschen. Aber nicht nur dies missfiel ihm, auch die ihm zugeteilten Arbeiten – die simpelsten Stickmuster, bei denen nichts zu verdienen war – befriedigten ihn nicht. Er fasste deshalb einen Stellenwechsel ins Auge und arbeitete für ein halbes Jahr in *Hinwil* in der Stickerei *Honegger-Wettstein*.

Aufbau von «Weber-Büeler» im Feld

Da es den jungen Jacques zurück in die Nähe seiner Familie zog, bewarb er sich bei der Stickerei *Weber-Büeler* im *Feld* (Wetzikon), einem früheren Mitbesitzer der «*Ochsesticki*», um eine Stelle.



In der 1872 erstellten «Ochsesticki» an der Pfäffikerstrasse in Wetzikon-Kempton machte Jacques seine 14tägige Lehre.



In der Firma Weber-Büeler in Kempton half Linsi beim Ausbau wesentlich mit. Der Bau entstand 1877 als Stickerei- und Webereigebäude an der Bahnhofstrasse.



Die Schiffstickerei-Fabrik der Gebrüder Tobler wurde für zehn Maschinen dimensioniert, die in einen Saal mit Flachdach zu stehen kamen. Südöstlich schloss sich ein Hochbau für die Nachstickerei an, zuoberst befand sich eine Wohnung. Nach dem Ersten Weltkrieg verkaufte Jacques Linsi die Fabrik an die Firma Baur (später «Kaba»).

Da sich die Stickereiindustrie günstig weiterentwickelte, war man eben daran, den Betrieb um sechs Maschinen zu erweitern. Jacques wurde die Gelegenheit geboten, beim Aufbau mitzuarbeiten. Während gut sieben Jahren blieb er der Firma Weber-Büeler treu. In diese Zeit fiel auch die Hochzeit mit *Sophie Meier*, die er auf dem jahrelangen gemeinsamen Arbeitsweg kennen- und liebgelernt hatte. Jacques' Arbeitgeber, Stickfabrikant Weber-Büeler, offerierte am Hochzeitstag «Pferd und Break mit Fuhrmann Bünzli», die sie von Oberbalm nach Pfäffikon zum Standesamt und von da zum Bahnhof Wetzikon führten. Das Hochzeitspaar reiste per Bahn auf die Rigi, übernachtete im «Weissen Rössli» in Luzern, stattete «dem vaterländischen Seelisberg einen kurzen Besuch ab» und kehrte nach zwei Reisetagen in den Alltag zurück.

Traum vom eigenen Betrieb

Da sich die Stickerei-Industrie weiterhin gut entwickelte und der Bedarf gesichert schien, konkretisierten sich die Träume des jungen Mannes nach einem *eigenen Betrieb* zusehends. Zur Pacht gelangten Sticklokale sehr selten, da sie meistens für den persönlichen Bedarf und den eigenen Verhältnissen angepasst erstellt wurden. Mutig entschloss sich Jacques Linsi zu einem *Neubau* einer Wohnung mit Sticklokal auf einem Grundstück an der Strasse von Kempton nach Hinwil. Die Stickmaschine kaufte er von Adolf Saurer in Arbon. Mit der Geburt des ersten Kindes, Sophie, konnte die junge Familie den Neubau beziehen. Damit begann eine neue Epoche im Leben von Jacques Linsi. Er stand einem aufblühenden Familienunternehmen vor, wo jedes Mitglied seinen Teil zur Existenzsicherung beitragen musste. Die ihnen aufgebürdeten Lasten spürten sie im anfänglichen Arbeitselan nicht so sehr. Aber die erste Freude sollte nicht von langer Dauer sein. Jacques berichtet: «Der Handstickerei bemächtigte sich eine Flaute. Es wurden mehr Stickereien produziert als begehrt und gekauft. Es gab viele Kaufhäuser, die liessen Lagerware herstellen zu niedrigen Preisen.»

Flaute wegen Schutzzöllen

Verantwortlich für die Absatzschwierigkeiten war die *schutzzöllnerische Politik* verschiedener Länder. 1890 hatten die USA den Zoll für Stickereien von 40 auf 60 Prozent erhöht, was elf Millionen Franken weniger Exporte in die Vereinigten Staaten zur Folge hatte. 1891 hemmten Unruhen in Südamerika den Verkauf in diesen Ländern. Ein Jahr später gingen Spanien und Schweden zu Schutzzöllen über, und 1893 kam der «Zollkrieg» mit Frankreich dazu, was die Ausfuhr von Stickereien um die Hälfte reduzierte. Nach zwei Jahren selbständiger Stickerei bei unsicherem Absatzmarkt hatte Linsi das Glück, direkt für ein Kaufhaus in Flawil sticken zu können, was ihm bis 1894 den Lebensunterhalt sicherte. Um die Mitte der neunziger Jahre trat wiederum ein *Konjunktumschwung* ein. Der bisherigen Depression folgte eine Hoch- und darauf sogar eine Überkonjunktur. Das florierende Gewerbe liess im jungen Familienvater *Expansionsgelüste* wachsen, er wollte am wirtschaftlichen Aufschwung teilhaben und finanziell weiterkommen.



In der «Flue» (Bauma) wurde dieses Sticklokal von Heinrich Gubler gebaut. Ab 1921 ist es als Wohnhaus eingetragen.



Das majestätische Gebäude im Sonnenthal in Unterhittnau entstand 1820 als Maschinengebäude mit Wohnung. Eine Zeilang wurde es als Seidenzwirnerie verwendet, von 1908 bis 1936 ist es als Wohnhaus mit Stickerei eingetragen, nachdem es durch den Einbau von höheren Fenstern für den Stickereibetrieb umfunktioniert worden war. Seit 1952 dient das Gebäude einem Bettfedernreinigungsbetrieb.

Konjunktumschwung und Expansion

Just in dieser Zeit der Zukunftsträumereien besuchte ihn ein Stickerfreund, der ihm von der Stickereiliegenschaft *Guyer & Hirzel in Walfershausen* – der späteren Wetziker Gemeindestube – erzählte, die zu kaufen war. In den verschiedenen Gebäuden befanden sich zehn Handstickmaschinen und vier Schifflistickmaschinen. Dieses Gespräch liess Linsi nicht mehr los. Nach einigen Tagen Überlegung begab er sich zum betreffenden Liegenschaftenhändler, um sich über das Objekt orientieren zu lassen. Eigentlich beabsichtigte er nur, eine der Occasions-Handstickmaschinen anzukaufen. Der Makler offerierte ihm aber das ganze Geschäft zu einem Preis, den er für sehr niedrig erachtete. Kurz entschlossen folgte Jacques seiner Überzeugung und erstand die Liegenschaft für 46 000 Franken. Um die Kaufsumme aufzubringen, musste Linsi bei Verwandten Darlehen aufnehmen. Seine Schwestern kauften ihm zudem sein Kemptner Wohnhaus ab. Und schliesslich fiel in diese Zeit der Tod seines Vaters, der den Kindern eine gewisse Summe hinterliess.

Gespür für Weltwirtschaftslage

Jacques bewies in den folgenden Monaten viel Gespür für die Weltwirtschaftslage. Er

trat einen Teil des Landes an zwei Kaufinteressenten ab mit der Auflage, gewisse Gebäudeteile abzutragen. In jener Zeit entstand dafür die Zinnenaufbaute, wie sie bis zum Abbruch der Gemeindestube bestehen sollte. Die vier veralteten Schifflistickmaschinen, die bereits ausser Betrieb standen und von neuen, moderneren Modellen längst abgelöst worden waren, wanderten zum Alteisenhändler. Fünf der zehn Handstickmaschinen verkaufte er an Einzelsticker aus der Umgebung. Jacques erkannte richtig, dass die Handstickmaschinen in Einzellokale gehörten und in einem Fabrikbetrieb nicht rentieren konnten. Mit dieser *cleveren Redimensionierung* gewann der junge Stickerei-Unternehmer bei Sachverständigen Anerkennung und trug seinem «eigenen Verantwortungsbewusstsein, den persönlichen Gefühlen und einer realistischen Einschätzung der eigenen Kräfte» Rechnung.

Seit jeher war die Stickerei-Industrie *stark strukturiert*. Die *Fabrikanten* – entweder Fabrikbesitzer mit mehreren Stickmaschinen oder aber sogenannte Einzelsticker mit einer oder zwei Maschinen – arbeiteten für den «Exporteur», eine Verkaufsfirma, die meist neben dem Betrieb eines eigenen Verkaufsgeschäfts mit den Modezentren aller Länder in Verbindung stand. Ihm fiel (und fällt heute noch) die Aufgabe zu, zukünftige Moderichtungen zu erfassen und die verlangten Waren im richtigen Zeit-



Im Oberdorf in Unterhittnau wurde an das 1883 erstellte Wohnhaus mit Schopf 1893 ein Stickereilokal angebaut, das mit Quergiebel zum Rest des Gebäudes steht.



Dieses Sticklokal in Oberhittnau wurde 1882 aus einem Speicher für den neuen Erwerbszweig hergerichtet.

punkt ausliefern zu können. Der Exporteur beschaffte auf eigene Rechnung die Stickböden und gibt sie samt vergrösserten Musterzeichnungen und weiteren Anweisungen an die Fabrikanten weiter.

In vielen Fällen wurde die Verbindung zwischen Exporteur und Einzelsticker durch einen sogenannten *Fergger* hergestellt. Der *Fergger* übernahm die Stickereiaufträge zu festen Preisen und gab sie «seinen» Einzelstickern weiter. Er wurde damit nicht nur Bote des Exporteurs, Lehrmeister für neue Techniken und Kontrolleur für die hergestellten Produkte, sondern auch zum selbständigen Unterhändler, dem die Einzelsticker geschäftlich auf Gnade und Verderb ausgeliefert waren. Vom Geschick des *Ferggers* hing manches Einzelschicksal ab.

Arbeitgeber für 60 Einzelsticker

Mit seiner Berufserfahrung und Sachkenntnis wagte sich Jacques wieder einen Schritt vorwärts ins «Ferggen». Die eigenen fünf Maschinen garantierten ihm das Auskommen, währenddem er von der Arbeitsvermittlung an Dritte vorerst keine grossen Einkünfte erwartete. Zusehends gewann Linsi aber das Zutrauen der Einzelsticker. Er konnte ihnen mit fachkundigem Rat zur Seite stehen, und offenbar gelang es ihm mit seinem geschäftlichen Geschick, konjunkturell bedingte Einbrüche zu verhindern, so dass «seine» Sticker nicht zu Schaden kamen. Nach wenigen Jahren arbeiteten gleichzeitig dreissig, vierzig Einzelsticker für Jacques Linsi. Die Höchstzahl soll 63 Sticker betragen haben. Jacques arbeitete immer seltener auf einer seiner Handstickmaschinen. Immer mehr



Sticker Jakob Meier liess 1882 dieses kleine Gebäude in Adetswil erbauen.



Erst 1907 entstand im Neuthal dieses Stickereigebäude, das heute als Werkstätte dient.



1880 wurde im Fischenthaler Dorfteil Länzen eine Scheune zum Sticklokal umgebaut. Von 1894 bis 1904 wurde dort gestickt, nachher diente es als Wohnhaus.



Paul Spörri und Heinrich Stauffacher erbauten 1906/07 in Schmittenbach (Fischenthal) neu diese Stickerei. 1922 wurde der Betrieb aufgegeben.

wuchs er in die Rolle eines Beraters und Vermittlers hinein.

Als Stapelartikel der Maschinenstickerei wurden weisse «Bandes» und «Entredeux» (Einsätze) hergestellt. Diesen «Broderies classiques» am nächsten kamen Volants und die mit sich regelmässig wiederholenden Streubouquets bedeckten «Allovers» oder «Pleins». Als der Absatz dieser Artikel zurückzugehen begann, kam in der Maschinenstickerei die Tüchlistickerei, das Besticken von «Mouchoirs» aus feinen Leinen- und Mousselinegeweben, auf, die bisher eine Domäne der Handstickerei in Irland gewesen war. Ebenso bemächtigte sich die Maschinenstickerei der bestickten Hals- und Brusteinsätze für Blusen und der Monogramstickerei.

Familienbetrieb mit Kinderarbeit

In Jacques Betrieb half die ganze Familie mit: Mutter Sophie half im Büro und in der Stickerei-Fergerei mit und besorgte Haushalt und Kindererziehung. Sowohl Töchterchen Sophie, wie der 1899 geborene Sohn Jacques halfen neben dem Schulbesuch in der Fergerei mit. Wie stark die Kinder eingespannt wurden, geht aus Jacques Lebensbericht nicht hervor. Eine Untersuchung aus dem Kanton St. Gallen über *Kinderarbeit* in der Stickerei zu jener Zeit belegt allerdings eine *massive Ausnutzung* der Kinder. Es wurden 2356 Kinder untersucht, von denen volle 55 Prozent täglich arbeiten mussten. In zehn St. Galler Bezirken arbeiteten Kinder von sechs, in drei anderen von sieben, acht und neun

Jahren. Nur in einem Bezirk war es ihnen erst vom 13. Jahr an erlaubt (Franz Sester, «Die wirtschaftliche Lage der hausindustriellen Handmaschinensticker in der Ostschweiz»).

Aus der Untersuchung geht hervor, dass die Schulzeit oft die einzige Erholung war neben der täglichen Arbeit für die Stickerei. Da sich die Arbeitszeit nicht selten bis tief in die Nacht hinein erstreckte, machte sich die sichtliche Überanstrengung dann in der Schule in «Stumpfsinn, Schwäche, Müdigkeit und Mattigkeit sehr auffällig bemerkbar. In der Enquete werden nicht weniger als 44,3 Prozent dieser Kinder als anormal bezeichnet. In physischer Beziehung war ein starkes Drittel mit augenscheinlichen Übeln behaftet», hält Sester fest. In der Auswertung des Untersuchs schliessen die Beauftragten mit der Feststellung, «dass diese Ausbeutung einerseits aus *bitterer Not* und aus dem Druck der sozialen Verhältnisse überhaupt herrühre, andererseits aber auch aus der *Unvernunft und Verblendung* mancher Eltern, denen ein Paar Rappen Mehrverdienst ein wertvolleres Gut zu sein scheine als die Gesundheit ihrer Kinder.» In der Familie Linsi wurde allerdings der Erziehung und Ausbildung der Kinder grosse Beachtung geschenkt. Am Sterbett musste Jacques seiner vom Krebs ausgezehrten Frau versprechen, beiden Kindern eine Ausbildung zu ermöglichen. Drei Jahre später, 1906, reiste die achtzehnjährige Sophie zu ihrem Onkel nach Paris, wo sie neben dem Besuch einer kaufmännischen Schule in dessen Haushalt und Fabrikationsbetrieb mithelfen sollte. Zuvor

hatte sich Jacques wieder verheiratet mit *Elise Wolf*, die er schon von Kindesbeinen her kannte. Jacques junior sollte Notar werden.

Schifflistickmaschine auf Siegeskurs

In der Stickerei musste Linsi seit einigen Jahren einen stetigen, unabwendbaren *Wandel* konstatieren. Die Schifflistickmaschine, der sogenannte «Schnellläufer», machte der Handstickmaschine immer gefährlichere Konkurrenz. Die Stickleistung war etwa fünf- bis sechsmal grösser als die der Handstickmaschine. Zusätzlich konnte auf einer zwei- bis dreifachen Stickbreite gearbeitet werden. Wohl hatten die Produkte der Handstickmaschine in bezug auf Solidität und Qualität Vorteile gegenüber dem «Schnellläufer», aber auf dem Markt schien nur der *günstigere Preis* den Ausschlag für den Absatz zu geben. Linsi: «Mit Spannung und Aufmerksamkeit verfolgte ich die Fabrikation in der Schifflistickerei und suchte Verbindungen mit Kaufhäusern und den entsprechenden Stickfabrikanten.» Jacques Abklärungen und Besichtigungen von Anlagen überzeugten ihn von der aussichtsreichen Zukunft dieser Maschinen. Saurer musste ihm auf seine Offertanfrage mitteilen, für mindestens ein Jahr ausgelastet zu sein. Diese Wartezeit schien ihm zu lange. Er bestellte bei der Konkurrenz in Plauen, suchte aber gleichzeitig, sich weiter abzusichern. Bereits bestehende, gute Geschäftskontakte mit der Firma Tobler in Teufen konnten in der Folge vertieft werden, da diese im Begriffe

stand, sich intensiv der Schiffstickerei zuzuwenden und eine eigene Fabrik erstellen wollte.

Probleme mit der Umorientierung

Die Teufener Firma kaufte Linsi Bau-terrain im Guldisloo ab und setzte Jacques als Betriebsleiter ein. Seine selbständige Handstickerei und Ferggerei wollte er in gewohnter Weise weiterführen. Diese *teilweise Umorientierung* führte erwartungsgemäss zu verschiedenen Problemen. Einmal waren Linsis Einzelsticker gar nicht erfreut über die Konkurrenz durch die «Schnellläufer». Aber auch die Firma Tobler musste erst Erfahrungen machen mit der neuen Maschine, so dass der Betriebsanfang schleppend voranging. Die zusätzliche Arbeitsbelastung erforderte eine intensivere Mitarbeit von Jacques' Frau und Tochter in allen Bereichen.

Blütezeit mit spekulativem Charakter

Die Schiffstickerei-Fabrik wurde für *zehn Maschinen* dimensioniert, die in einen *Saal mit Flachdach* zu stehen kamen. Südöstlich schloss sich ein Hochbau mit Nachstickerei an, zuoberst befand sich eine Wohnung. In den ersten Betriebsjahren wurde nur mit fünf Maschinen gearbeitet, erst als sich alles eingespielt hatte, kamen weitere fünf «Schnellläufer» dazu. Sowohl die Fabrikproduktion wie die Ferggerei in der Handstickerei erfuhren eine eigentliche Blütezeit bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914. Die Gesamttausfuhr von Stickereien stieg zwischen 1900 und 1911 mengenmässig phänomenal an, von 50855 auf 92643 Zentner. Im Jahre 1910 waren in der Schweiz total 5619 Schifflimaschinen aufgestellt, deren rasche Ausbreitung dem vermehrten Einfluss amerikanischer Firmen zuzuschreiben war. Deren Initiative war der grosszügige, wenn auch *spekulative Charakter* zu verdanken, der in der Maschinenstickerei regierte.

Verlagerung der Produktion

Parallel zum übermässigen Ausbau der Stickapparate wurden aber gleichzeitig die Exporte von «Schnellläufern» in die Vereinigten Staaten angekurbelt, die bislang eines der wichtigsten Absatzgebiete für die ostschweizerische Stickerei waren. Viel zu spät realisierte die Stickerei-Industrie die Anzeichen für eine *Verlagerung der Produktion* über den Atlantik. Dazu kam, dass die Mehrzahl der Schifflicker zum

Grenzschutz einrücken mussten. Während der Kriegsjahre konnte Jacques nie alle zehn Maschinen miteinander betreiben. Sobald man sich darüber klar wurde, dass sich der Krieg in die Länge ziehen würde, beschlossen die Gebrüder Tobler, ihre Wetziker Fabrik abzustossen.

Vorausblick und geschäftlicher Mut

Linsi stand der Verkaufsofferte der Firma Tobler sehr vorsichtig gegenüber, zu unsicher erschien ihm die Zukunft. Man einigte sich schliesslich 1915 auf einen Kaufpreis, der eine Gewinnbeteiligung der Gebrüder Tobler an ihrem ehemaligen Geschäft beinhaltete, was Jacques eine gewisse Absicherung bei der Arbeitszuweisung garantierte. Die ersten drei Geschäftsjahre bis zum Kriegsende verliefen über Erwarten gut. Aber bereits sah Jacques den sich verringenden Absatz voraus. Wieder bewies er klugen Vorausblick und geschäftlichen Mut. Auf ein Inserat hin verkaufte er den ganzen Betrieb an die Firma *Baur* (später «Kaba»). Nüchtern hält Jacques fest: «Die Sachwerte auf allen Gebieten und in allen Branchen waren 1917/1918 um mehr als das Doppelte gestiegen. Dies gestattete mir, den Verhältnissen entsprechend mehr zu fordern. Von den zehn Schifflimaschinen verkaufte ich sechs Stück an' einen Alt-eisenhändler, da Metallguss im Preis sehr hoch stand. Die Lagerbestände an Metall waren während der Kriegsjahre auf ein Minimum zusammengeschmolzen. Die restlichen Apparate verkaufte ich an Einzelsticker.»

Allgemeine Ernüchterung beeinflusste Mode

Ein wenig eitel bemerkte Linsi, dass er einen sehr guten Verkaufspreis erzielte und viele Neider hatte. Die wenigsten Stickerfabrikanten erkannten allerdings schon zu jenem Zeitpunkt, welche konjunkturelle Depression noch folgen sollte. Die «Belle époque» war endgültig vorbei. Dem euphorischen Optimismus der Vorkriegsjahre folgte eine allgemeine Ernüchterung. Die geistige Veränderung wirkte sich auch auf die Mode aus. Sie bevorzugte fortan die *gerade Linie, glatte Stoffe, Trikotwäsche*. Schon aus Preisgründen verlangte die in weiten Kreisen verarmte Bevölkerung nach *praktischer, pflegeleichter Kleidung*. Dazu kamen noch alle anderen bekannten Umstände, wie der Währungs- und Preiszerfall, der neue Protektionismus, das Fehlen des internationalen Vertrauens und das Auf-

kommen ausländischer Konkurrenz. 1932 konnte noch neun Prozent der Menge von 1912 exportiert werden! Diesen massiven Rückgang bekam auch Jacques Linsi zu spüren: «An ein Aufblühen dieser Industrie war nicht mehr zu glauben. So kam für mich, mangels Geschäftsaufträgen, der «Kurzschluss» in der Ferggerei im Jahre 1923.» In den letzten Jahren seines Lebens half er an verschiedenen Orten aus, fand aber nirgends mehr die persönliche und geschäftliche Befriedigung. 1935 starb Jacques, nachdem er den Niedergang der Stickerei-Industrie bis zum Tiefpunkt miterlebt hatte.

Einmalige Verschrottungsaktion

Nach 1923 lautete die Devise «Anpassung des Produktionsapparates an die veränderten Absatzverhältnisse». In einer für die Schweiz einmaligen *Verschrottungsaktion* musste die Stickerei-Industrie gesund-schrumpfen. Handsticker, die bereit waren, ihre Maschinen, für die sie 2000 bis 3000 Franken bezahlt hatten, zu verschrotten, erhielten eine Abfindung von 200 bis 400 Franken. Sie hatten sich dabei zu verpflichten, keine neue Maschine anstelle der zum Demolieren abgegebenen anzuschaffen. Dieser Verzicht wurde als *zeitlich unbefristetes Servitut* auf die Liegenschaft im Grundbuch eingetragen. Für Schifflickmaschinen wurden 1000, für Automaten bis 5000 Franken vergütet. Bis 1950 wurden so 6710 Handstickmaschinen und 2682 Schifflickmaschinen ausgeschaltet. Heute gibt es in der Schweiz 646 Schifflickmaschinen, von denen ein immer grösserer Teil hochmodern und im internationalen Wettbewerb konkurrenzfähig ist. Mit dem Strukturwandel in der Stickerei änderte sich auch die *Zweckbestimmung der Sticklokale*. Wurden die einen zu Wohnräumen oder Ferienhäusern umgebaut, dienen heute andere als Pop-Keller (Bauma), Werkstatt, Post (Dürstelen), Backstube (Dürstelen) oder Düngerwerk (Isikon). Die Stickereilokale zeigten sich somit ebenso wandlungs- und anpassungsfähig wie die Branche, der sie einst gedient haben.

Autorin: Susanne Sorg-Keller

Illustrationen: Kantonales Hochbauamt;
Chronikstube Wetzikon; Privatarchiv
Esther Müller; Manfred Reichling
Quellen: Chronikstube Wetzikon;
Walter Bodmer, Schweizerische Industrie-
geschichte; Alfred Frischknecht, Die
Stickerei-Industrie im Wandel der Zeiten



In Tagelswangen errichtete Johann Diebold 1912 ein Haus, das Platz für den Betrieb von zwei Stickmaschinen geboten hätte. Er kaufte allerdings dann nur eine Maschine, die er im Vollamt betrieb. Um 1925 musste Diebold die Stickerei allerdings aus wirtschaftlichen Gründen aufgeben. Das Lokal wurde darauf an eine mechanische Werkstätte vermietet.



In Ettenhausen (Wetzikon) befand sich in diesem «Gartenhäuschen» von 1895 bis 1923 eine Stickerei.